Märtyrerinnen der Schönheit.

Da die Schönheit vielen Frauen als der beste Schatz gilt, scheint es nur natürlich, daß sie sich nicht nur großen Anstrengungen unterwerfen, sondern sogar schwere Opfer bringen, um sie zu bewahren und zu steigern; es ist schon weniger verständlich, daß Frauen um der Schönheit willen Schmerzen erdulden, die, für eine selbstlose Sache gebracht, sie als Märtyrerinnen erscheinen lassen würde. Und doch hat, so erzählt eine englische Zeitschrift, eine in der Gesellschaft bekannte Schönheit sich vor einiger Zeit erfolgreich der langen und schmerzlichen Operation unterzogen, die obere Hautschicht ihres Gesichts vollständig entfernen zu lassen. Die „Märtyrerin der Schönheit“ fand, daß die Zeit die Jugendfrische ihrer Gesichtsfarbe arg mitnahm, und deshalb ließ sie sich die Haut buchstäblich vom Gesicht abziehen. Die obere Schicht der Haut wurde in mikroskopisch kleinen Theilen entfernt, und ebenso allmählich von der Natur erneuert, bis dieses Opfer der Eitelkeit nach Monaten, die in Schmerzen und in der Einsamkeit verbracht waren, wieder in der Gesellschaft mit einem Teint erschien, der frisch und schön war, wie der einer eben zum ersten Male in die Gesellschaft Eingeführten. Eine weniger schmerzliche Methode, eine welke Gesichtsfarbe wieder schön zu machen, wird von vielen Damen der Gesellschaft gebraucht. Sie besteht darin, mehrere Stunden am Tage eine feste Gesichtsmaske aus Leder zu tragen, die innen so ausgepolstert ist, daß sie sich eng den Formen des Gesichts anschließt, und die mit Riemen festgeschnallt wird, um den nöthigen Druck auszuüben. Die Frauen bringen Wochen oder Monate zurückgezogen zu und pressen das Gesicht in dieses Marterinstrument, bis der Druck die Runzeln geglättet und die Haut wieder weich und schön gemacht hat. Einen mageren Hals und eckige Schultern voll und schön zu gestalten, ist eher langweilig, als schmerzhaft. Es geschieht durch Diät, Massage, Einreibungen mit Kakaobutter und anderen Salben; aber erst Monate lange Behandlung zeitigt ein gutes Resultat. Schmerzlicher ist der Ersatz alter Augenwimpern durch neue. Dieses Verfahren währt sehr lange, jedes Haar wird sorgfältig durch das Augenlid, aus dem die alten Haare entfernt sind, gezogen und die Enden in der gewünschten Länge abgeschnitten. Nach einigen Wochen nimmt die gefällige Natur das künstlich eingesetzte Haar als ihr eigenes an, die Haare fassen Wurzel und wachsen. Damen, die große und schmachtende Augen haben möchten, müssen sich einem operativen Eingriff an beiden Seiten des Augenlides unterziehen, und sogar die Farbe der Augen wird durch Einführung von Pigmenten verändert, die ihnen einen violetten Schein oder das dunkle, blitzende Braun verleihen, durch das die spanischen Schönheiten so große Anziehungskraft auf empfängliche Männerherzen erhalten. Frauen, deren Nasen stärker himmelanstrebend sind, als vielleicht ihre Gedanken, können eine bessere Form durch Beschneiden des Nasenknorpels bekommen, und chirurgische Eingriffe, um eine widerspenstige Ohrenform schöner zu machen oder ein Doppelkinn zu entfernen, werden täglich ausgeführt. Um die Figur zu erhalten, legen sich viele Frauen alle nur denkbaren Entbehrungen auf. Eine bekannte Londoner Schönheit beschränkt sich, wenn sie auf dem Lande weilt, rigoros auf nur eine Mahlzeit täglich, und Süßigkeiten und geistige Getränke jeder Art werden von ihr gemieden. Sie nimmt häufig Schwefelbäder, macht lange Spaziergänge und läßt eine ausgebildete Masseuse alle Künste an ihr ausüben. Eine der schönsten Schauspielerinnen in London, die zu schnell stark wurde, beschränkte sich ein Vierteljahr lang auf eine Diät von Tomaten mit Essig oder Kartoffelsalat mit einer sauren Sauce, und unternahm täglich einen Spaziergang von dreißig englischen Meilen. Sie bekam auch wirklich ihre schöne Figur wieder, aber ihre Gesundheit hat sehr unter dem Zwange dieses „schrecklichen Vierteljahrs“ gelitten. Eine andere Schauspielerin beschränkt sich streng auf eine spartanische Diät von Fleisch, Toast und Thee, wenn sie Anzeichen zu bemerken glaubt, daß sie stark wird, und eine schöne, begabte Opernsängerin ist sogar in Folge der Anstrengungen, die sie machte, ihr Körpergewicht durch Entbehrung und Apothekerwaaren zu vermindern, gestorben.

Lustige Ecke.

* Aus der Gesellschaft. — Sieh, dort im Hintergrunde des Saales den Baron mit seiner Frau. — Das ist ja wohl eine sogenannte Liebesheirath zwischen den Beiden. — Ganz recht und trotz der zehnjährigen Ehe lieben sie einander wie am Tage der Hochzeit. — Ach Gott, wie gewöhnlich.

* * *

Knack-Mandeln.

Auflösung des 452. Preisräthsels: „Trommelfell“.

(Zur Konkurrenz nicht zugelassene Lösungen besagen: Waffenrock, Klingelei, Glockenschlag, Glockenguß, Weckuhr, Glocke, Soldatenrock, Arbeitskraft, Signalruf, Signalbläser, Glockenform, Rufeheim, Arbeitslust Arbeitsmuth.)

Richtige Lösungen gingen ein 98. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 118. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Werner Jentzsch, L. Krämer, Karl Krause, A. Schellenberg, Anna Kirchner, H. Beyrich, Luise Pöpplow, Helene Benzmann, Fr. Golze, Otto Bense, Martha Huhn, Else Schönekerl, W. Mackenroth, Robert Beier, Rosa Uteicher, M. Heuber, G. Ebert, C. Krickstaedt, Mathilde Grimm, Fr. Sup. Jürgens, M. Jentzsch, Luise Bock, Frau Klara Regel, Louis Reuter, Martha Henschkel, Friedo Schwarze, Otto Semmler, Bruno Hennicke, A. Schaaf, Elsa und Lene Klausmann, M. Lehmann, Frau Tatzkow, Marthchen, A. Rosentreter, Frau Krüger, Frau M. Theyring, Frieda Hilpert, Elsa Hommel, Ernst Frosch, Günther Waldmann, Hermann Kohl, Lina Hoffmann, O. Lüders, Morle Heinz, Ernst Semmler, Franziska Rick, Bernh. Eschrich, Fritz Schlaegel, C. Rose, Emma Henschel, B. Marth, Alfred Hoffmann, Rich. Stock, J. Pohl, Aug. Peter, Wittwe Reinhardt, R. Meusel, Max Wagner, Frau Hecker, O. Röhrborn, Bernh. Wolf, H. Zeise, Ida Pascholb, Thümmel, Paul Reibestahl, F. Funk, Dora Kober, Felicitas v. Kierski, Ernst Schulze, Hermann Suhle, Weinak, R. Ermisch, Helene Teller, L. Weber, Karl Holzhausen, Paul Eckstein, M. Losse, Olly und Willy.

von auswärts von: Frau Anna Hoffmann, Hagen, Rosahl, Bitterfeld, H. George, Danzig, F. Heergeselle, Zörbig, Rudolf Peltz, Diemitz, Kurt Ehrenberg, Reideburg, H. Kurth, Wasserleben, C. Hüne, Delitzsch, Karl Preußer, Seeben, J. Hutans, Fritz und Hans, Frau Funke, Giebichenstein, M. Viertümpfel, Hans Lüttge, Merseburg, Karl Heuber, Gardist, Berlin, Wilh. Klühsendorf, Ammendorf, Lina Doberitzsch, Oppin, Bertha Naumann, Passendorf, Oskar Diettrich, Wernigerode, Hermann Dähne, Wiehe.

Preis: Geschichte der deutschen Nationalliteratur
von **A. F. C. Vilmar**
entfiel auf **Paul Eckstein**, hier.

453. Preisräthsel.

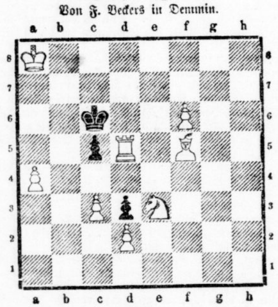
1 2: Wir sagen, daß du sicher gehst
Und schützen vor Betrug,
3 4: Wir reisen eine Strecke weit
Mit dir in einem Zug.
1 2 3 4: Wir aber, wir begleiten dich
Sogar in Feindesland,
Und sind, sobald der Pulverdampf
Verflogen ist, zur Hand.

Preis: Lessing's Werke, 6 Bde., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ einzusenden. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Zeugen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsquittung eingesandt haben, wollen bei wiederholten Einsendungen dies gefl. der Kontrole halber angeben.

Schachaufgabe.

Von F. Beckers in Demmin.



Weiß. (8+3)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge Matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 8.

(Fünfzügiges Selbstmatt von G. Chocholous.)

W. Kh8, De3, Tg8, h7, La8, Sb2, f2, Bb4, c7, d2.
Schw. Kf6, Td4, Lc3, Be6, f5, h6.

1. De3—b6: +, Ke5; 2. Dg7 +, Kd6; 3. Sc4 +, Tc4:; 4. c7—c8 S +, Tc8:; 5. Td8 +, Td8: Matt. (2. ......, Kf4; 3. Sbd3 +, Td3:; 4. Sh3 +, Th3:; 5. Th4 +. Th4: Matt.)

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 10 — Halle a. S., den 11. März — 1900.

Das Ende der Saison.

Momentbilder von M. Koßak.

(Nachdruck verboten.)

Zu einem im neuenglischen Styl ausgestatteten Speisesalon sitzen zwei Personen, ein Herr und eine Dame, beim Dessert. Die in moderner Handweberei hergestellten Vorhänge an den Fenstern sperren das Tageslicht ab, für das Dutzende von Wachskerzen, die von einem vielarmigen Hirschgeweih getragen werden, Ersatz bieten. Diese Art der Beleuchtung ist nicht billig, aber doch sehr effektvoll und vornehm, also — wer wird da nach dem Kostenpunkt fragen? Wenn der Herr des Hauses das Geld so leicht verdient? Diese ganze Speisezimmereinrichtung — die schweren Boisserien an den Wänden und der Decke, das Büffet mit seinem Silberzeug und den buntfarbig irisirenden Schaugefäßen, die sämmtlich Musterstücke der Kunsttöpferei darstellen, der Eßtisch mit den langstieligen Gläsern, den zierlichen Majolikatellerchen und den Dessertmesserchen mit silbergefaßten Horngriffen, kurz, alles, was dieser Raum an kunstgewerblichen Schätzen enthält — ist von dem Ertrag einer ganz unbedeutenden Spekulation angeschafft. Keiner gefahrvollen — Gott bewahre! Man nahm das Geschäft eben nur so mit, weil es sich zufällig bot.

So faßt wenigstens die junge blonde Frau, die eben mit ihren feinen Fingern eine Krachmandel zerdrückt und dabei so müde und gelangweilt vor sich hin sieht, die Sache auf. Es ist das auch am bequemsten. Und überhaupt — wer wird viel nachdenken über dergleichen Nebensächlichkeiten! Wenn man in der großen Welt lebt, muß man zu repräsentiren wissen, alle Moden mitmachen, und die eine Saison bringt die, die andere die mit — natürlich! Und jetzt ist die Saison wieder einmal zu Ende. Recht angreifend war sie — ja, ja! Aber auch das ist nicht zu ändern — nicht zu än — dern! Wie sie zu diesem Schlußresumé gekommen ist, gähnt sie — zwei-, dreimal verstohlen.

„Sagtest Du etwas?“ fragt der Gatte.

Sie sieht nachlässig auf. „Ich? Nein.“

„So so!“

„Ich finde, daß diese Mahlzeit nicht gerade sehr kurzweilig ist“, äußert er nach einer Weile.

„Mein Gott, wir sindeben abgespannt.“

„Wovon?“

„Wie Du fragst! Am Schluß der Saison —“

„Ein schönes Resultat!“ spottet er.

„Nun, wir haben ja reichlich Zeit jetzt, uns zu erholen. Wenn wir den Frühling über an die Riviera gehen und den Sommer zuerst an die See und dann ins Gebirge —“

„Wir werden weder nach der Riviera gehen, oder an die See und ins Gebirge“, unterbricht er sie kurz.

„Warum nicht?“ Ihre matten Augen öffnen sich weit. Erstaunen und Entrüstung sind zu gleichen Theilen darin zu lesen.

Er trommelt auf das seidig glänzende Tafeltuch, auf das schlanke, steife Lilien in matten Farben gestickt sind. „Weil wir kein Geld dazu haben.“

„Hast Du wieder einmal Sparsamkeitsanwandlungen?“ fragt sie ironisch.

„Ich habe sie lange genug aus Schwäche Dir gegenüber unterdrückt, aber jetzt nach dieser letzten Saison — diesem sinnlosen Luxus, den Du entfaltetest, den verschwenderischen Festen, die Du gabst — kann ich es nicht mehr“, sagt er und hart fügt er hinzu: „denn jetzt bin ich ruinirt!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Chambregarniwohnung in einer der fashionabelsten Straßen der Residenz! Es ist erst neun Uhr Morgens, im Kamin prasselt ein lustiges Feuer, und durch das Spitzenmuster der Stores fallen ein paar kalte, bleiche Sonnenstrahlen auf die konventionelle billige Eleganz des Raumes.

Vor einem grob geschnitzten Diplomatentisch, der quer vor das Fenster gerückt ist, sitzt ein junger Mann und schreibt. Er sieht blaß und übernächtig aus und um seine Augen zeichnen sich dunkle Ringe. Wenn er den Kopf hebt, fliegt sein Blick allemal über einen Haufen blauer und brauner Banknoten und Goldrollen, die vor ihm liegen, um auf einem mit kunstvoller Einlegearbeit geschmückten Kästchen haften zu bleiben. Der Deckel desselben ist halb geöffnet und aus seinem Innern schimmert etwas Blitzendes hervor.

Jetzt pocht es an die Thür, und bevor der Bewohner des Zimmers noch Zeit gehabt, „herein“ zu rufen, wird sie aufgerissen und ein junger Mensch mit weichen, knabenhaften Zügen tritt ein.

„Guten Morgen, Rawicz“, sagt er hastig mit einer seltsam heiseren, trockenen Stimme — „verzeihen Sie, daß ich Sie so früh störe, aber — aber —“ er stockt und ringt krampfhaft die Hände ineinander.

Der andere hat beim Eintritt des Gastes rasch sein Taschentuch über das Geld und das Kästchen geworfen, jetzt steht er langsam auf und blickt jenem scharf in das verzerrte Gesicht. „So, so!“ macht er.

Eine kurze Weile schweigen beide, dann bricht der junge Mensch verzweifelt aus: „Sie müssen mir helfen, Baron Rawicz. Ich — ich habe — gespielt — diese Nacht —“

„Und warum, mein bester Seefeld, wenden Sie sich in dieser kleinen Verlegenheit gerade an mich?“ unterbricht ihn der Freiherr kurz.

„Kleine Verlegenheit! So sprechen Sie, der nur an seinen Bankier zu schreiben braucht, um die zehnfache Summe zu haben! Aber ich — großer Gott, ich bin nicht reich wie Sie, meine Mutter hat sich seit Jahren das Geld vom Munde abgespart, um mich dafür auch einmal eine Saison in der Hauptstadt verleben zu lassen. Sie kann mir's nicht geben, beim besten Willen nicht, und ich — ich habe mich verpflichtet, auf Ehrenwort, es bis heute Mittag zu zahlen! Wen soll ich d'rum bitten? Ich habe ja keinen einzigen nahen Bekannten hier, außer Ihnen, und wer — wer wird mir überhaupt so viel borgen?“

„Wie viel ist's denn?“

Der Junge nennt die Summe.

„Nicht mehr?“ meint Rawicz fast verächtlich.

In dem verstörten Gesicht des andern leuchtet's auf. „So wollen Sie mir's geben?“ fragt er zaghaft.

Der Freiherr zuckt die Achseln. „Bedaure.“

„Ja, was soll ich denn aber machen?“ schreit der Unglückliche auf. „Sie waren meine einzige Hoffnung — Sie kennen mich von Hause her und waren immer so freundlich zu mir, da dachte ich — —“ Aufstöhnend schlägt er die Hände vor's Gesicht. „Mein Gott, mein Gott, was soll ich denn nur machen?“

„Wissen Sie, mein lieber Heinrich —“ spricht der Freiherr jetzt langsam — „was man von den französischen Adligen sagte zu Zeit der Revolution? Das Einzige, was sie verstehen — sagte man — ist vornehm zu sterben.“

Dem Jungen sind die Hände heruntergesunken, wie entgeistert starrt er den älteren Gefährten an, der ihm, trotzdem er kaum 10 Jahre mehr zählt, wie er, stets wie eine Respektsperson erschienen ist und der ihm jetzt diesen — diesen Ausweg zeigt. Angesichts dessen hochmüthiger, spöttischer Miene aber ergreift ihn zornige Empörung, stark genug, um ihm Haltung zu geben. Ohne ein weiteres Wort schickt er sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Heinrich —“ hört er da hinter sich rufen, und als er sich widerwillig umwendet, sieht er Rawicz, ihm den Rücken zukehrend, am Schreibtisch stehen und Geld abzählen. Jetzt tritt er auf ihn zu und reicht ihm ein paar Goldrollen. „Da haben Sie, was Sie brauchen“, — spricht er — „aber nun machen Sie, daß Sie heute noch — verstehen Sie — heute — nach Hause zurückkehren. Die Saison ist ja ohnehin zu Ende.“

Heinrich Seefeld weiß nicht, wie ihm geschieht. Er kann sich diese plötzliche Willensänderung nicht erklären. Statt zu danken für die Hilfe, stammelt er: „Sie dachten, ich wollte mir das Leben nehmen, aber — das darf ich ja nicht, denn — meine Mutter — — — Wenn man noch einen Menschen hat, der einen mehr liebt, als alles, besitzt man doch nicht das Recht dazu und darum — darum — — — Wenn Sie mir deswegen das Geld gaben —“ Vor dem seltsamen Ausdruck, mit dem Rawicz ihm plötzlich in die Augen sieht, stockt er.

„Nehmen Sie nur“, sagt dieser mit veränderter weicherer Stimme, „und forschen Sie nicht nach meinem Motiv. Und keinen Dank — ich habe Ihnen mehr zu danken, als Sie mir, denn ohne Sie — doch gleichviel, gehen Sie jetzt — gehen Sie.“ Und gewaltsam fast drängte er ihn aus der Thür.

Der junge Mensch ist fort und Rawicz sitzt wieder vor seinem Schreibtisch und siegelt die Banknoten in ein Couvert. Das ganze Geld, das da lag, stellte den Erlös für sein ererbtes Gut dar, das er verkaufen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19000311072/fragment/page=0001
DFG

mußte, um die Spielschulden dieser Saison zu bezahlen. Nachdem er dem Heinrich Seefeld einen Theil der Goldrollen gegeben, bleibt ihm wenig mehr übrig, als um zwei Plätze auf einem Amerikadampfer zu bezahlen. Er glaubte nichts mehr zu brauchen auf dieser Welt, aber — wie sagte doch der Junge? „Wenn man noch einen Menschen hat, der einen mehr liebt, als alles, so besitzt man nicht das Recht, um —" Vor seiner Seele steht das Bild eines Mädchens, das er hier kennen gelernt — eines armen schutzlosen Dinges, das niemand hat, niemand liebt, als ihn. Er hat bisher nie daran gedacht, sie zu seiner Frau zu machen, aber wie gern — ach wie gern wird sie ihn begleiten!

Und dann schließt er das Kästchen zu.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie schön sich's tanzt zu den schmeichlerisch süßen Klängen der „Rosen aus dem Süden!"

Eng geschmiegt in den Arm ihres Tänzers, ein träumerisch glückliches Lächeln um den lieblichen Mund, fliegt das blonde junge Mädchen durch den Saal. „Sie war doch herrlich, diese Saison — nicht so?" fragt der Herr, als sie wieder an ihrem Platz angelangt sind und er ihre Hand losläßt, nachdem er sie noch einmal heftig gedrückt hat.

Sie nickt mit strahlenden Augen. „Gewiß. Herrlich!"

„Und morgen reisen Sie nach Ihrer Heimath zurück?"

„Ach muß wohl. Meine Verwandten erhalten Besuch von ihrer verheiratheten Tochter und da wird mein Stübchen gebraucht. Außerdem ist die Saison ohnehin zu Ende und nur für diese lautete die Einladung."

Er erwidert nichts, aber bleibt noch vor ihr stehen, nachdem sie längst wieder sitzt. Sie hat das Gefühl, als ob er etwas sagen will, und wartet geduldig darauf, als er aber in seiner Schweigsamkeit verharrt, hebt sie den Blick zu ihm auf und da bemerkt sie erst, wie seltsam er aussieht. Er ist sehr blaß und nagt mit den Zähnen an seiner Unterlippe, indes seine Augen beharrlich den Boden suchen.

Dem jungen Kinde fängt das Herz an wild zu pochen. Ist er gekommen, der längst schon erwartete, heiß ersehnte Augenblick? Natürlich, kann sie noch fragen? Morgen muß sie nach Hause zurückkehren in ihr kleines bescheidenes Heimathstädchen zu den Eltern, den Geschwistern und dann —

Da werden die Flügelthüren nach dem Speisezimmer geöffnet und der Haushern nähert sich den Herren mit der Bitte, sich mit Damen zu Tisch zu versorgen. Auch zu Ellys Tänzer tritt er mit der gleichen Aufforderung heran, worauf sich der letztere mit ein paar undeutlich gemurmelten Worten und einer Verbeugung gegen sie hastig entfernt.

Das Mädchen sieht ihm erstaunt und enttäuscht nach. Tief verstimmt folgt sie einem jungen Mann der ihr den Arm bietet, in das angrenzende Gemach, wo die glänzend gedeckte Tafel steht.

Ihr Frohsinn kehrt auch während des Speisens nicht wieder. Immerfort wandern ihre Augen zu dem hinüber, an dessen Seite sie jetzt eben zu sitzen hoffte und der ihr nicht einen einzigen Blick mehr schenkt. Es scheint, als ob nur noch seine Nachbarin, die Tochter des Gastgebers, ein großes stattliches Mädchen in blutrother Seidenrobe, mit einer Perlenschnur um den Hals, für ihn existiere. In letzter Zeit haben ihre Verwandten ein paar Mal eine Aeußerung ihr gegenüber gethan, als ob die Verlobung der reichen jungen Dame bevorstände mit — ach, es war ja geradezu lächerlich, so etwas nur für möglich zu halten. Elly weiß es am besten, daß es unmöglich ist. In ihren Ohren klingen noch heiß und leise gestüsterte Worte — Worte, die andern vielleicht nichts bedeuten, ihr aber so viel, so viel — ihre Lippen brennen noch von verstohlenen Küssen — ach, Elly kann nur lächeln über jene Reden!

Jetzt plötzlich schweigt die Tafelmusik und gleich darauf vernimmt man einen hellen klingenden Ton. Elly sieht empor und da sieht sie den Hausherrn stehen, der eben an's Glas gerichtet hat und sich anschickt, eine Rede zu halten. Sie achtet nicht auf das, was er sagt, aber da dringen zwei Namen an ihr Ohr, die Musik bläst Tusch und „hoch, hoch!" schallt's von allen Lippen. Wie durch einen Schleier erblickt das Mädchen, umdrängt von den Anwesenden, eine Gestalt im blaßrothen Seidenkleid am Arm eines Herrn, beide sich lächelnd verneigend und mit den Gläsern an die der Gäste stoßend. Auch sie geht mit dem Glas zu dem Paar, auch sie flüstert ihren Glückwunsch, aber dem Blick des Mannes begegnet sie dabei nicht, denn der ist dem Boden zugekehrt.

Und nun sitzt sie wieder auf ihrem früheren Platz und horcht scheinbar auf die Rede ihres Tischherrn, während eben die Musik spielt „wär' ich geblieben doch, auf meiner Haiden!" „Mich hat er gestützt!" denkt sie und dann weiter: „morgen geht's nach Hause, denn die Saison ist ja zu Ende!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sieben Uhr Morgens! Rasselnd werden die Läden von den Fenstern der Geschäfte zurückgeschoben, ein Semmelwagen kommt pfeifend seines Weges, durch die geöffneten Thorwege hört man das Ausklopfen von Teppichen — die Stadt wacht auf.

Vor einem stattlichen Hause hält ein Milchwagen und wenige Minuten darauf kommt ein verschlafenes Dienstmädchen, mit einem Hamburger Häubchen auf dem Kopfe, heraus.

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen!"

„Nanu —" meint der Milchkutscher — „wo ist denn das Fräulein Köchin?"

„Schläft noch", entgegnet die Stubenfee. „Wir hatten gestern große Gesellschaft — die letzte in dieser Saison — da muß sie sich ausschlafen."

„Und Sie, Fräulein?"

„Ach na, für Unsereinen giebts doch nich so viel zu thun dabei, aber müd' is man auch." Und wie zur Bekräftigung ihrer Worte gähnt die Sprecherin herzhaft.

„Na, ich denk", das muß doch auch schöne Trinkgelder geben bei die vielen Feten", sagt der Mann.

„Für die Ausstattung wird's am Ende reichen." Und mit verschämtem Lächeln kommt's nach: „in vierzehn Tagen ist die Hochzeit."

„Ach, und wer is er denn?"

„Mein Schatz is Lohndiener und dadrum konnten wir auch nich früher heirathen, weil er da keine Zeit hatte. Aber nu, Gott sei Dank — is die Saisong ja zu Ende!"

Vor dem Balle.

Eine heitere Geschichte von J. Haydn (Mannheim).

(Nachdruck verboten).

Man hielt Nelly für hochmüthig. Das meinten aber nur die Fernstehenden. Wer sie näher kannte, der wußte, daß sie das Herz auf dem rechten Fleck hatte, wenn sie auch ihr griechisches Näschen ein bischen hoch trug.

Das geschah aber ganz unbewußt, obwohl sie einige Ursache dazu gehabt hätte. War sie doch in ein exquisites Nest gelegt worden, hatte sie doch vom Papa, der aus kleinen Anfängen einer der größten Industriellen geworden war, den Geist, die Energie — von Mama, die einst durch die Macht des Sanges das Herz des Gatten eroberte, die Anmuth und die blonde Schönheit geerbt.

Solch ein ideales Elternpaar sollte nicht eine mit Idealen behaftete Tochter großgezogen haben?!

Und Nelly Sanden hatten Ideale! Sie hatte sogar im geheimsten Schrein ihres warmschlagenden Herzens eine Ideal. Wie glücklich sie war, wenn sie im Tanz mit ihm dahin flog, wie stolz, wenn ihre Freundinnen seine imposante Gestalt bewunderten, welche die Kavallerie-Uniform so vortheihaft umschloß.

Wie fest sich das Bild des Leutnants v. Ziemplitz in ihr Köpfchen festgesetzt hatte, obwohl er ihr noch nie ein schmeichelhaftes Wort gesagt. —

Aber gerade das imponirte ihr, zeichnete ihn in ihren Augen vor den Anderen aus — den Mitgiftjägern und Schwadroneuren. Ihn glaubte sie ihrer Liebe würdig, ihm glaubte sie ihr Lebensschiff anvertrauen zu können!

Sie war ja kein Backfisch mehr mit ihren 24 Jahren, sie wünschte zu heirathen, aber nur dann, — wenn sie Liebe geben, wenn sie Gegenliebe finden würde, denn Fräulein Sanden faßte die Ehe sehr ideal auf, entgegen ihrem einzigen Bruder, der eine ganz andere Meinung davon hatte.

Liebe?!

Liebe fühlte er eigentlich nur in der Ober-Prima, — damals, als er noch „erröthend ihren Spuren" folgte. Als Universitätsstudent hatte er schon ein „Verhältniß", später souteinirte er eine Ballerine, was ihn aber durchaus nicht abhielt, mit einer Millionärstochter einen glänzenden Ehekontrakt zu unterzeichnen.

So wie ihr Bruder waren ja Viele!

Und zu solch einem ausgebrannten Krater sollte auch sie einmal emporschauen!?

Seitdem aber Nelly den lebensfrischen, flotten Kavallerie-Leutnant von Ziemplitz kennen gelernt, wies sie mit noch größerer Energie ihre Freier zurück, mochten sie Papa und Mama auch noch so sehr befürworten.

Selbst ein Krösus mit fürstlicher Villa und Marstall konnte nicht den schneidigen Offizier in den Schatten stellen, dessen ganze Revenuen aus nicht wenig mehr als seiner Leutnantsgage bestanden.

Welches Finanzgenie mußte dieser Kavallerist sein, der so blühend aussah!? —

Oder sollte es von Ziemplitz Napoleon nachmachen, — der als Leutnant zwar nur bei der Artillerie stand, sich aber damals an den Tafeln seiner reichen Freunde satt aß? —

Und die böse, böse Welt flüsterte das auch von Fräulein Sanden's Verehrer. In Wirklichkeit aber, schrieb derselbe unter einem Pseudonym famose Militärhumoresken, prickelnde, meisterhaft stilisirte Feuilletons, deren pikante Stoffe er aus dem High life holte und für die er einen nobel zahlenden Verleger gefunden hatte.

Würde Nelly das geahnt haben, dann hätte sie seine Blicke, die im Theater und in Gesellschaften etwas keck herumschweiften und oft länger als sich ziemte, auf schönen Damen ruhten, nicht so mißdeutet. Sie hätte dann gewußt, daß er mit seiner Beobachtung Studien machte, und sie wäre nicht so eifersüchtig gewesen!

Nelly quälte sich ja schon mit Eifersucht, ohne nur die Gewißheit seiner Gegenliebe zu haben, wenn sie auch schon manchmal in süßer Ahnung, seine Hand in der ihren beben gefühlt hat. —

Und Ziemplitz?

Auch er stand völlig in ihrem Banne. Er durchschaute mit seinem Dichterblick was sie quäle, — aber mit männlicher Selbstbeherrschung verleugnete er seine Gefühle, — denn wie konnte er hoffen, ihren Eltern, die ganz andere Pläne für ihre Tochter hatten, ein willkommener Schwiegersohn zu sein?! —

Sein Seherblick täuschte ihn nicht.

Gar oft kokete es Nelly bei Mama, die mit den Jahren realistischer geworden war, einen Kampf, den Namen des Kavallerieleutnants auf der Einladungsliste durchzusetzen, ja sie strich sogar dafür manches Mal den eines Generals.

Auf diese Weise wurde Herr von Ziemplitz zu allen großen und kleinen Gesellschaften im Hause Sanden geladen. —

* * *

An ihrem Geburtstage, der in die Faschingszeit fiel, machte keines der

kostbaren Geschenke auf Nelly solchen Eindruck, wie das Bouquet, das ihr der Angebetete überreichte und zwar mit der Bitte um den ersten Walzer auf dem, an demselben Abend stattfindenden Opernball.

Glückstrahlend sagte sie zu — glückstrahlend nahm sie den Strauß, ja er bemerkte sogar, wie ihr frischer Mund die Blumen berührte.

Trotzalledem sprachen seine Lippen nicht das aus, wovon sein Herz voll war, ja er ließ sogar eine Viertelstunde des Alleinseins mit der Angebeteten verstreichen, ohne die von ihr so heiß ersehnte Erklärung.

Und als er sich gar beim Abschied anbot, Kousine Clara nach Hause zu begleiten, die kokette Clara, die sich schon lange alle Mühe gab, ihn zu erobern, da kämpfte Nelly mit dem Weinen, — denn wieder stieg die Eifersucht heiß in ihr auf. Sogar als Mama zu ihm sagte:

„Wir erwarten Sie heute Abend zum Thee", da blieb Nelly selbst bei seiner Zusage ernst und zurückhaltend, obwohl diese Einladung ihr ganz spezieller Geburtstagswunsch war, dessen Gewährung sie erkämpft hatte. —

* * *

Schon zur Theestunde hatte sich Nelly in den Ballstaat geworfen. Ihr rosa Crêpe de Chine-Kleid umfloß in weichen Linien die hohe, graziöse Gestalt und hob die Frische und Zartheit ihres ausdrucksvollen Gesichtes.

Mit der Elastizität der Jugend, hatte sie das Intermezzo vom Vormittage schon wieder verschmerzt.

In glücklichster Erwartungsstimmung stand sie am Fenster, sehnsüchtig nach ihm ausblickend.

Endlich sah sie ihn, trotz der sich niedersenkenden Dämmerung schon von Weitem, gefolgt von einem Kavalleristen, seinem Burschen, der ihm den Helm nachtrug.

Nelly entnahm noch rasch einige der herrlichsten Theerosen seinem Geburtstagsstrauße, um sich damit zu schmücken.

Noch ein langer prüfender Blick in den Spiegel, dann durcheilte sie hochklopfenden Herzens die Flucht der Gemächer, um ihn im Vestibül schon begrüßen zu können. Sie war ja nicht konventionell, die liebenswürdige Nelly, eher ein bißchen impulsiv, so wenig sie sich auch je etwas vergab. Da das Vestibül noch im Halbdunkel lag, so wollte sie rasch die elektrischen Lichter entzünden, — als sie plötzlich wie zu Eis erstarrt stehen blieb.

War es ein Spuk der Hölle, was ich dort in der Dämmerung am Fuße der Treppe sah!?

Nein, Wirklichkeit, häßliche Wirklichkeit war es!

Die höhnische Köchin, die seiche Maritschka mit dem aufwärtsstrebenden Näschen, den blendenden Zähnen und den üppigen Formen, deren blütenweißes Häubchen und Schürze durch die Dämmerung blinkten, hing am Halse des Herrn Leutnants. Sie gab ihm etwas, in ein Papier Eingewickeltes und einen schallenden Kuß.

Von der Hausthür her, erscholl in diesem Augenblicke Säbelgerassel und ein dumpfes:

„Bomben, Kreuz Element!"

Das Alles war das Werk eines Augenblicks. —

Nelly schlich davon.

Sie lief wie von Furien gepeitscht in ihr Boudoir, warf seine Blumen zu Boden, sie wuthentbrannt mit Füßen tretend. — —

Endlich faßte sie sich.

O, sie wollte Niemand merken lassen, was sie Schreckliches erlebt, daß sie soeben „ihr Ideal" stürzen gesehen — daß an dessen Stelle eine Leere, die Niemand mehr auszufüllen im Stande sein werde. — — —

Als sie das Speisezimmer betrat, da kam ihr der „Don Juan" mit der Miene eines Tartuff entgegen, sie ehrfurchtsvoll freundlich begrüßend. Nelly aber grüßte stolz und zeigte sich schweigsam an den Theetisch.

Nur verstohlen sah sie ihn an.

Immer noch lag auf seinem männlich schönen Gesicht, mit dem braunen Schnurrbärtchen und den blitzenden dunklen Augen, der übermüthige Zug, den selbst ihre schnippisch abweisende Art nicht zu bannen vermochte!

O, der Offizier war noch schlimmer als die Herren Civilisten!

„Aber Alles schon dagewesen", selbst ein Goethe ein Heine waren lebendige Beispiele trivialer Neigungen. Und daß nur die große Erkenntniß noch zur rechten Zeit über sie kam!" Solche Gedanken durchwühlten Nellys Seele. Wie geistesabwesend saß sie da.

Sonst hatte sie ihm selbst den Thee gereicht, ihm die besten Stücke vorgelegt, heute rührte sie sich nicht vom Platze.

„Nach' doch kein so mürrisches Gesicht", flüsterte ihr Mama zu.

Aber Nelly sah und hörte nichts.

Als besprochen wurde, ob man auf dem Balle in der Loge bleiben, oder sich der Polonaise anschließen solle, meinte Nelly ihr wäre Alles gleich, am liebsten bliebe sie zu Hause.

Sie athmete auf, als das Gespräch eine andere Wendung nahm.

Herr Sanden erzählte von der Geflügelzucht einer seiner Güter. Er befahl der Zimmerzofe ein Produkt derselben, sofort untranchirt aufzutragen.

Die Zofe eilte in die Küche, wo die ihr so verhaßte Köchin schnarchend in einer Ecke saß.

Die Vorwürfe ihres Kavalleristen hatten ihr einen Thränenstrom entlockt, unter welchem sie schließlich eingeschlummert war.

Leise, — ganz leise nahm die intriguante Zofe, den braunglänzenden getüpfelten „Bläßchen", den Maritschka in ihrem Seelenschmerz zu tranchiren versäumt hatte, und trug ihn frohlockend, — denn die Stunde der Rache war gekommen, — in das Speisezimmer.

Mit spöttischer Miene setzte sie ihn auf den Theetisch.

Aber welch ein Anblick bot sich der Tischgesellschaft dar!

Dem feisten Hahn fehlte einer seiner Beine, sammt Schlegel und Pfaffenschnitt.

Mama Sanden wurde purpurroth. Nelly, — kreideweiß, — sie ahnte, was vorhin jenes Papier enthalten hatte! Papa Sanden schüttelte sein wohlgepflegtes Haupt.

Leutnant von Ziemplitz aber erhob sich feierlich. Er langte in die Tasche seines Waffenrockes und entnahm einem Papier das fehlende Stück des edlen Vogels. Er legte es auf die Platte, so daß der Hahn wieder in seiner vollkommenen Schönheit prangte.

„Sie sind erstaunt", sagte er lächelnd, — „wie ich zu dieser Trophäe kam? Eigentlich weiß ich es selbst nicht, denn ich erlebte vorhin eine Attacke, die mich derart verblüffte, daß ich ganz unbewußt dieses Corpus delicti einsteckte, das an die falsche Adresse kam! Was ich noch bekommen habe, das kann ich nicht zurückgeben, — aber Sie werden davon in meiner neuesten Militär-Humoreske lesen, zu welcher mir der kleine Irrthum Ihrer heißblüthigen Köchin heute Abend den Stoff gab, ich werde sie Ihnen, gnädiges Fräulein dediziren!"

Nelly hielt seinen Blick nicht aus. Beschämt schlug sie ihre großen Blauaugen nieder. — —

Als sie aber später glückstrahlend an seinem Arm auf dem Opernball erschien, den ersten und zweiten Walzer und alle Tänze mit ihm tanzend, — da war es endlich zu einer Aussprache gekommen. Die böse, böse Welt aber flüsterte, daß die hochmüthige Nelly Sanden nur seines „von" wegen, den Kavallerie-Leutnant heirathe.

Wie sie sich täuschten, — Nelly hätte ihn auch geheirathet, wenn er Pimpelhuber geheißen hätte.

Der Bur im Felde.

Ein junger Schweizer, Dr. Theiler aus dem Kanton Aargau, der vor einigen Jahren nach Südafrika ausgewandert ist, hat es dort in kurzer Zeit bis zum Landestheierarzt der Südafrikanischen Republik gebracht. Letzten Herbst, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, war er in der Schweiz bei seinem alten Vater auf Besuch, als ihn die Ereignisse nach Südafrika zurückriefen. Er wurde der Natalarmee zugetheilt und schildert nun in einer Reihe von Briefen die Belagerung von Ladysmith, wobei er namentlich mit anerkennenswerther Unparteilichkeit die Tugenden und Fehler der Buren beleuchtet. Nach seiner Darstellung war die Erfolglosigkeit der Belagerung hauptsächlich dem Mangel an Mannszucht in der Burenarmee zuzuschreiben. Der Bur erlaubt sich im Felde keine Ausschweifungen, er begeht kein Verbrechen gegen die Sittlichkeit und ist auch nie betrunken; aber es kann ihm einfallen, einmal den Gehorsam zu verweigern. Oder er stellt sich vor seinen Vorgesetzten hin und beginnt zu raisonniren über eine ihm angewiesene Stellung, weil sie nach seiner Meinung nicht die richtige ist. Jeder glaubt, er verstehe den Krieg mind stens ebenso gut, wie die Rechtshaber. So ist es gekommen, daß Beschlüsse des Kriegsrathes garnicht ausgeführt wurden, einfach, weil die Buren das Unternehmen als zu gefährlich betrachteten, oder den Endzweck nicht einzusehen vermochten. Und an einer anderen Stelle heißt es: „Die „Bürger" thun gerade soviel, als ihnen beliebt — und da hilft alles Schelten eines Generals nichts. Der Bur ist eben nur dann ein guter Soldat, wenn er in seiner Weise fechten kann. Der phlegmatischen Ruhe des Buren sind tollkühne Soldatenmanöver fremd. Was immer er thun mag: sein erster Gedanke ist stets, wie er am besten sich seine heile Haut bewahren und dabei dem Feinde doch möglichst viel Schaden zufügen könne. „Stürmen" ist bei ihm nur ein Vorrücken unter Deckung; er springt von Stein zu Stein, von Busch zu Busch, duckt sich, und wehe dem Engländer, der den Kopf hinter seiner Deckung hervorhebt. Der Bur bewundert die Todesverachtung, mit der der englische Soldat mit offener Brust auf ihn losstürmt; aber er bedauert die Tapferen, weil sie zwecklos ihr Leben opfern. Tollkühnheit ist nach einem burischen Begriff etwas nie Dummheit: Man geht doch nicht in den Krieg, um todtgeschossen zu werden; sondern um seinen Feind todtzuschießen! Bei jeder Stellung, die der Bur einnimmt, fragt er sich in erster Linie: Wie komme ich da am besten wieder heraus? Nichts ist ihm widriger, als eingeschlossen zu werden. Erst wenn Umzingelung droht, kämpft er eigentlich mit Muth. Die Führer wissen das, und stellen nicht selten ihre Mannschaften so, daß sie gewungen sind, mit äußerster Anstrengung zu fechten, wenn der Feind sie einzuschließen versucht. Es ist die Noth, die sie zu Helden macht." Ebenso bemerkenswerth, wenn auch weniger neu ist, was Herr Theiler über die Vorzüge des Burenkriegers sagt: „Was ihm zu seinen Siegen verhalf, ist hauptsächlich eine weitgehende Terrainkenntniß und die Fähigkeit, sie zu seinem Vortheil auszunutzen. Aus Gestaltung und Farbe einer Bodenerhebung ermißt er aus weiter Entfernung, ob diese oder jene Stellung vortheilhafter sei, und ohne den Befehl des Führers abzuwarten, nimmt er die bessere ein. Auf unglaubliche Distanzen unterscheidet er die Bodenverhältnisse, wo das Auge des Europäers nur nebelgraue Ferne sieht. Den Feind erkennt er auf Abstände, von denen der Engländer kaum eine Ahnung hat, und so kommt es vor, daß englische Streifwachen umzingelt sind, ehe sie von der Nähe des Feindes etwas wissen. Neben dieser Hauptreigenschaft zeichnet den Buren große Treffsicherheit im Schießen und unerschütterliche Ruhe und Besonnenheit aus. Nichts regt ihn auf. Er sitzt in seinem sehrtigewählten Versteck, streckt seinen Kopf nicht weiter heraus, als gerade zum Abgehen des Schusses nöthig ist, zielt und schießt gemächlich, wenn er einen Feind auf Schußnähe erblickt. Dabei versäumt er nie, sorgfältig kein Visier zu stellen. Er schießt nicht ins Blaue, sondern schätzt die Entfernung und richtet das Gewehr danach ein. Wenn er seine Stellung verläßt, drückt er sein Visier nieder und niemals sah ich einen Buren nach einem Gefecht mit aufgestelltem Visier. All das thut er, ohne daß ein Befehl dazu gegeben wird. Dabei bringt ihn keine Bewegung des Feindes aus der Fassung, auch verläßt er seine Stellung nicht, um dem Feinde etwa von einer anderen Seite besser beizukommen. Er weiß, dort stehen ebenfalls Buren, die genau so handeln wie er.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19000311072/fragment/page=0002